

Im Rahmen der Reihe

DIASPORA. ERKUNDUNGEN EINES LEBENSMODELLS

von und mit Isolde Charim

lädt das Bruno Kreisky Forum für internationalen Dialog zum Vortrag von

HANNO LOEWY

Direktor des Jüdischen Museums Hohenems

WARUM ISRAEL DIE DIASPORA NEU BEGRÜNDET

Donnerstag | 17. Jänner 2008 | 19.00 Uhr

Hanno Loewy

Dr. phil., geboren 1961 in Frankfurt am Main, Literatur- und Filmwissenschaftler. Von 1995 bis 2000 Gründungsdirektor des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main, seit 2004 Direktor des Jüdischen Museums Hohenems in Vorarlberg, Österreich. Seit 2001 außerdem als Lehrbeauftragter an der Universität Konstanz im Bereich Literaturwissenschaft/Medienwissenschaft. Publikationen und Ausstellungen zur jüdischen Gegenwart und Geschichte, zur Filmtheorie und Filmgeschichte sowie zur Geschichte der Fotografie, zur Geschichte und Rezeption des Holocaust, zur Kulturgeschichte der Moderne und des Nationalsozialismus, zum Neokonservatismus sowie zur Geschichte Palästinas.

U.a.: *Taxi nach Auschwitz. Feuilletons* (Berlin: Philo, 2002), *Béla Balázs: Märchen, Ritual und Film* (Berlin: Vorwerk, 2003), *Lachen über Hitler – Auschwitz-Gelächter? Filmkomödie, Satire und Holocaust* (hg. gemeinsam mit Margrit Frölich und Heinz Steinert. München: edition text+kritik, 2003), *So einfach war das. Jüdische Kindheiten und Jugend in Österreich, der Schweiz und Deutschland* (Hohenems: Jüdisches Museum, 2004), *Gerüchte über die Juden. Antisemitismus, Philosemitismus und aktuelle Verschwörungstheorien* (als Hg., Essen: Klartext, 2005).

Isolde Charim (geboren 1959 in Wien), Philosophin und freie Publizistin.

DIASPORA. Erkundungen eines Lebensmodells

Entgegen dem Diktum, wonach die ökonomischen Verhältnisse einen ihnen entsprechenden Menschentypus hervorbringen würden, sehen wir uns heute mit einer tiefgreifenden Ungleichzeitigkeit konfrontiert. Die Dynamik der kapitalistischen Ökonomie erzeugt eine zusehends grenzenlose Mobilität. Während die Standorte dem Sog der Flexibilisierung folgen können, sind die darin befangenen Menschen nach wie vor an fixe, „geerdete“ Identitätskonzepte gebunden. Unsere nationalstaatlichen Kulturen verfügen über keine mentalen Reserven für das Leben moderner Nomaden.

In dieser Situation wollen wir eine Art geistige Ölbohrung vornehmen – auf der Suche nach solch einer Ressource. Ausgangspunkt dafür ist das Konzept der DIASPORA. Nicht als Synonym für Leid und Vertreibung soll die jahrhundertalte Zerstreuung unterschiedlichster Völker in ihrem positiven Aspekt als reicher Erfahrungsschatz betrachtet werden. Die Reihe versucht, diese Quelle anhand unterschiedlicher Zugänge zu erschließen. Die Differenzen mögen nationaler, kultureller oder wirtschaftlicher Natur sein, gemeinsam ist allen Diasporagruppen die Entwicklung einer besonderen Form von nichtterritorialer, überstaatlicher Netzwerkidentität *avant la lettre*, die weder vollständige Integration, noch Parallelgesellschaft bedeutet.

Isolde Charim

Guten Abend, meine sehr verehrten Damen und Herren. Ich begrüße Sie zu einem weiteren Abend unserer Reihe DIASPORA. ERKUNDUNGEN EINES LEBENSMODELLS. Diese Reihe bietet zwei Vorteile. Zum einen den eines öffentlichen Nachdenk- und Diskussionsprozesses ... facettenreichen Begriff der Diaspora zu gewinnen. Eine Veranstaltungsreihe bedeutet, dass jeder Abend für sich steht und sich gleichzeitig einfügt in die Reihe der Abende, die ihm vorangegangen sind. Dies gilt im besonderen Maße auch für den heutigen Abend, kommuniziert dieser doch thematisch mit unserer allerersten, der Eröffnungssitzung, bei der der Historiker Tony Judt über die amerikanisch-jüdische Diaspora gesprochen hat und deren Verhältnis zu Israel heftig kritisiert hat. Auch unser heutiger Gast wird über jüdische Diaspora und Israel sprechen, wenn auch aus einem anderen Blickwinkel. Es gibt übrigens noch eine

Besonderheit, die alle unsere Referenten teilen, ob dies Benedict Anderson, Birand Bingül oder Homi Bhabha sind. Die Diaspora ist gleichzeitig ihr Thema und ihre Lebensform. Das heißt, sie leben das, worüber sie forschen, sie repräsentieren es damit nachdrücklich. Dies trifft auch für unseren heutigen Gast zu.

Hanno Loewy ist in Deutschland geborener Jude. Er ist Literatur- und Filmwissenschaftler mit einem sehr breiten Forschungsspektrum von Jazz im Film bis zur Geschichte und Rezeption des Holocaust. Aber nicht das war es, was uns bewogen hat, ihn einzuladen. Auch nicht seine Jahre als Gründungsdirektor des Fritz Bauer Instituts in Frankfurt am Main. Ja selbst der Umstand, dass er seit dem Jahr 2004 Direktor des Jüdischen Museums in Hohenems ist, war nicht ausschlaggebend. Obwohl ich es großartig finde, dass so eine Stelle nicht als Verwaltungsposten sondern als intellektuelle Instanz geführt wird. Aber all das war nicht ausschlaggebend. Ausschlaggebend war, wie Hanno Loewy in Zusammenarbeit mit Hannes Sulzenbacher die Dauerausstellung seines Museums umgestaltet hat, und damit das gesamte Museum zu einer Reflexion über Diaspora heute gemacht hat. In diesem Sinne freue ich mich ganz besonders, ihn heute Abend hier begrüßen zu können. Willkommen im Kreisky Forum.

Hanno Loewy

Vielen Dank für die schöne Einführung und die Einladung, hier zu sprechen. Ich bin gespannt, wie Sie die Thesen, die ich Ihnen vorstellen will, aufnehmen werden. An manchen dieser Thesen arbeite ich selber noch mit mir und bin mir auch noch mit selbst noch nicht einig.

So sind es eher paradoxe Thesen, die ich Ihnen vorstelle. Sie haben natürlich viel zu tun mit der Spannweite dessen, was Diaspora bedeuten kann, eine Spannbreite, die eben auch diese Veranstaltungsreihe ausmacht. Diaspora ist ein schillernder Begriff. Dass das Kreisky Forum ihm eine ganze Veranstaltungsreihe gewidmet hat, spricht dafür, dass von ihm eine ganz aktuelle Faszination ausgeht. Und diese Faszination ist in der gesamten gegenwärtigen Diskussion über Globalisierung und Migration, über das Verhältnis von kulturellen Traditionen und Gesellschaft spürbar. Diaspora ist auch ein modischer Begriff. Aber das ist nun keine kurzlebige Mode. Sie dauert jetzt mittlerweile 2500 Jahre. Es hat Gründe, dass es ein modischer Begriff ist, der zugleich zeitlos ist. Was ihn stark macht, ist gerade, dass er sehr unterschiedliche Bedeutungen in sich vereinigt.

Ein Blick in die Geschichte des Begriffs führt einen in die hebräische Bibel. Im Buch Deuteronomium ist von der Zerstreuung die Rede: als Strafe dafür, den Gesetzen Gottes nicht gefolgt zu sein. Frei übersetzt: „Der Herr wird euch zerstreuen unter alle Völker, von einem Ende der Erde zum anderen. Unter diesen Völkern wirst du keinen Frieden finden, keinen Ort, um zur Ruhe zu kommen.“ Das geht so weiter und das klingt ja alles nicht sehr viel versprechend.

Wenn das alles wäre, was über die Diaspora zu sagen wäre, dann säßen wir freilich heute Abend nicht hier. Die Frage ist die, ob dieser negative Begriff wirklich die jüdische Erfahrung kennzeichnet oder nicht vielleicht auch besonders ihre christliche Interpretation. Die Geschichte unserer Vorstellung von Diaspora ist keineswegs so eindeutig negativ. Schon die Übersetzung der Septuaginta akzentuiert das Wort Zerstreuung völlig anders, Diaspora meint eine Saat, säen. Und eine Saat, die auf fruchtbaren Boden fällt, geht auf und ist eigentlich eher etwas Gutes. Dahinter steht natürlich vor allem ein griechischer Begriff und eine griechische Geschichte von Kolonisation in Kleinasien und damit eben auch ein positiv aufgeladener Begriff von Diaspora. Und in dieser Spannung zwischen gewaltsamer Zerstreuung und Saat, Fruchtbarkeit sind sehr viele verschiedene Formen von Diaspora möglich.

Wenn wir in die Geschichte der Begriffsdiskussion zurückgehen und betrachten, wie Simon Dubnow, sicherlich ein bekennender diasporistischer jüdischer Historiker, diesen Begriff in einem Artikel für eine Enzyklopädie formulierte, dann finden wir schon hier, 1931, den Hinweis darauf, dass mit Diaspora eben nicht nur die jüdische Diaspora gemeint ist, sondern auch die griechische Diaspora im römischen Reich oder das damals noch sehr aktuelle Schicksal der Armenier, das nun auch alles andere als ein besonders positives Beispiel einer Diaspora darstellt. Robin Cohen unterscheidet in seinem Buch über den Begriff der Diaspora verschiedene Konzepte von Diaspora. Zunächst die Opfer-Diaspora, für die er als Beispiel

eben die Armenier oder auch die afrikanischen Sklaven nennt. Er nennt die Diaspora von Arbeitsmigration und Bevölkerungsbewegungen in imperialen Kolonialreichen und nennt dort als Beispiel die Inder im Commonwealth. Er spricht von der Diaspora des Handels und untersucht diese am Beispiel der Chinesen und der Libanesen. Er spricht von einer kulturellen Diaspora und bespricht dieses Thema am Beispiel der karibischen Diaspora. Und schließlich beschäftigt er sich mit jenen Vorstellungen von Diaspora, die vor allem eine starke Sehnsucht nach einem Heimatland artikulieren oder die einen Mythos eines solchen Heimatlandes pflegen.

Im Kontext einer globalisierten Weltökonomie und eines globalen Arbeitsmarktes von transnationalen Beziehungsräumen, die sich teilweise überlappen oder auch widersprechen und die keineswegs an die klassischen Vorstellungen von Nationen und Kontinenten gebunden sind, in einer solchen Welt stoßen auch die hergebrachten Vorstellungen von Migration an ihre Grenzen. Dann nämlich, wenn das Modell einer Wanderung von A nach B und der Utopie einer vollständigen Assimilation an ein Gastland, das neue Heimat wird, wenn dieses Modell unsere Gegenwart nicht mehr wirklich beschreiben kann. Diaspora, das meint doch, und das ist sicherlich das Gemeinsame, das man für die ganz unterschiedlichen Begriffe von Diaspora ins Feld führen kann, vor allem ein Leben in horizontalen Netzwerken, in kulturellen Berührungen ein Zusammenhang mit vielen Zentren. Diaspora als Zerstreung von einem wie auch immer mythisierten, beschworenen Ort eines guten Ursprungs, als Sehnsucht nach Erlösung hingegen, dieser eher pejorative Begriff, dieser Begriff für eine abgewertete, ja eine sich selbst abwertende Existenz, diese Vorstellung möchte ich heute Abend überschreiten und zwar genau im Blick auf die jüdische Geschichte, die so oft als Beispiel für eine Zerstreung als Strafe als bloße Vorstufe der Erlösung hergenommen wird oder quasi in einer Umkehrung im modischen postkolonialen Diskurs als Sündenfall verteufelt wird.

Die Diasporadiskussion von heute, die den Begriff für die Erfahrung von Globalisierung und Migration positiv neu entdecken will, gefällt sich oft genug in einer Reduktion jüdischer Geschichte auf das Projekt des Zionismus, als sei dies der einzige Mythos einer Rückkehr und der einzige Versuch einer Realisierung einer Rückkehr in ein versprochenes homeland. Da gibt es in der Geschichte noch sehr viele andere Beispiele, über die man reden könnte. Und es gibt in dem Bewusstsein von Diaspora in den unterschiedlichsten Gruppen sehr viel zu sagen zu deren Mythen von Herkunft und kulturellem Ursprung. Ich habe ein paar Vermutungen, warum das so ist, warum die postkoloniale Diskussion sich so auf Israel als Negativbeispiel konzentriert, die andere Gründe sind als die, über die heute Abend reden werde. Aber das ist vielleicht ein Thema für die Diskussion.

Worüber ich sprechen will, ist eher motiviert von der Hoffnung, dass es für das Verständnis von Diasporaerfahrungen heute durchaus hilfreich ist, und nicht nur hilfreich sondern unverzichtbar ist, die jüdische Erfahrung in ihren Widersprüchen wahrzunehmen und umgekehrt dass uns die heute gewonnene Pluralität von Diasporabegriffen uns hilft, auch die jüdische Geschichte und die jüdische Situation der Gegenwart besser zu verstehen und sich damit auch vor einer falschen Romantisierung der Diaspora zu hüten und nicht nur vor deren Abwertung.

Warum Israel die Diaspora neu begründet? Thesen über das Verhältnis von Diaspora und Israel.

Meine erste These wäre, die Existenz Israels hat nicht das Ende der jüdischen Paradoxien gebracht, sondern sie nur noch einmal radikalisiert. Für viele ist Israel als jüdischer Staat die Erfüllung und das Ende der jüdischen Diaspora, die Erlösung aus der Zerstreung. So jedenfalls wird das Verhältnis von Diaspora und Israel in den großen Nationalmuseen Israels inszeniert. Herzls Utopie war dabei weniger von der orthodoxen Vorstellung einer messianischen Erlösung geprägt als von europäischen Vorstellungen ethnisch definierter und dominierter, jedenfalls in sich weitgehend homogener Nationalstaaten. Dass diese Vorstellung den Realitäten in Europa auch schon damals kaum entsprochen hat, hat ihn jedenfalls nicht davon abgehalten, genau darin eine Normalisierung zu sehen, das Ende einer jüdischen Sonderexistenz, wie sie ihm vorschwebte. Dass diese jüdische Sonderexistenz ihm, Herzl, dem

Wiener Kaffeehausvisionär, gerade deswegen unerträglich wurde, weil die Nationalstaaten damals in die Krise gerieten und das Judentum zum Sündenbock für diese Krise erklärten, auch das hat Herzl in seiner Utopie der Normalisierung nicht gestört. Doch letztlich war seine Utopie eine Utopie, die das Judentum durch ein israelisches Staatsvolk ersetzen sollte. Wer diesen Weg nicht mitgehen wolle, der solle sich assimilieren, wo eben er sei.

Doch seit 1948 lebt eine Mehrheit der Juden der Welt freiwillig in der Diaspora. Nicht zum ersten Mal in der jüdischen Geschichte wird die Diaspora auch als eine positive, bereichernde Erfahrung verstanden. Die Diaspora ist heute eine Existenzform der Wahl, und sie ist es nicht das erste Mal in der Geschichte. Schon in der Antike lebte die Mehrheit der Juden außerhalb des alten Israels und das auch, als sie auch Babylon dorthin zurückkehren durften, ja auch als der Tempel wieder errichtet war, und ja auch als es wieder ein jüdisches Königreich gab. Juden definierten ihre Zugehörigkeit auch damals schon auf unterschiedliche Weise. Die Diaspora, das Exil, Babylon, gab uns zum Beispiel solche Kleinigkeiten wie die Thora mit auf den Weg. Dass die Diaspora heute eine Existenzform der Wahl ist, das erlebt Israel gerade in diesen Tagen schmerzhaft als Kränkung, wenn die Juden Teherans der israelischen Regierung mitteilen, dass sie sich auch durch finanzielle Anreize nicht nach Israel locken lassen, sondern das Leben in der Diaspora in Teheran einem Leben in Israel vorziehen. So prononciert, so zugespitzt haben wir diesen Widerspruch zumindest in den letzten fünfzig Jahren nicht wahrgenommen.

Israel ist bis heute ein Einwanderungsland für Juden aus aller Welt. Und es ist zugleich ein Auwanderungsland geworden. Es stimmt, die Zahl der Israelis steigt und die Zahl jüdischer Gemeindemitglieder in der Diaspora sinkt. Das hat mit vielen Faktoren zu tun, von denen die Alija, die Einwanderung nach Israel, allerdings nur einen kleinen Teil ausmacht. Interkonfessionelle Ehen (vulgo Mischehen) sind in der Diaspora eine Selbstverständlichkeit geworden, über die man sich freilich nur in den USA wirklich offen zu reden traut. Auch in Europa sind Mischehen eine alltägliche Tatsache. Aber das will man dort eher nicht wahrhaben. Man reagiert darauf mit Unbehagen, mit Stigma oder mit schlechtem Gewissen. Doch dieses Stigma verstärkt nur den Effekt der Entfremdung, der Entfremdung zwischen Juden unterschiedlicher Identität und der Entfremdung vieler Juden von den jüdischen Gemeinden. Was bleibt, ist eine immer größer werdende Zahl von Menschen, die sich die Antwort auf die Frage „Wer ist Jude?“ nicht mehr von Institutionen, nicht mehr nur von der Tradition oder ihrer herrschenden Auslegung alleine diktieren lassen will, woraus zunächst einmal einfach nur ein ganzes Bündel offener Fragen entsteht, von denen ich nicht sagen kann, wie sie in zwanzig Jahren beantwortet werden. Und es gibt eine ebenfalls wachsende, freilich kleinere Zahl von Menschen, die aus diesem Dilemma den Weg zurück in eben die Tradition sucht, in die Neoorthodoxie oder in die moderne Orthodoxie.

Aus dem ergibt sich, anders als oft behauptet wird, freilich selbst im traditionell halachischen Sinne, durchaus und gar kein Rückgang jüdischer Bevölkerung in der Diaspora, wie es beispielsweise Bernard Wasserstein an die Wand als Menetekel gemalt hat. Denn auch Mischehen machen Juden. Die jüdische Bevölkerung in Europa schrumpft nicht durch Mischehen, aber die Gemeinden schrumpfen, weil sie eine immer größere Zahl von Juden nicht mehr zu organisieren vermögen. Und das gilt genau so für die Gemeinden in den USA, auch wenn es in den USA leichter fällt offenbar, die Pluralität jüdischer Lebensentwürfe zu repräsentieren in verschiedenen Gemeinden, was insbesondere in Europa, in Österreich vor allem und in Deutschland und der Schweiz, angesichts der doch noch kleinen Gemeinden schwerer fällt.

Vor allem aber wächst eine Zahl, die in den Bilanzen der Allijah tunlichst verschwiegen wird: die Zahl der jüdischen Israelis, die permanent oder zeitweise im Ausland, also in der Diaspora, leben. Dazu zählen inzwischen auch tausende von russischen oder ukrainischen Juden, die Israel wieder verlassen und zurück in die GUS-Staaten oder in die Ukraine ziehen. Auch das hat Folgen für das, was wir heute als Diaspora erfahren.

Es gibt heute nicht eine, sondern viele verschiedene jüdische Diasporas, zum Beispiel auch eine israelische. Mit der Migration zwischen der Diaspora und Israel in beide Richtungen hat sich die Diaspora selbst verändert. Zu ihr gehören heute nicht mehr nur Juden, für die die Erfahrung der Diaspora selbst der Ausgangspunkt ihrer Identität ist, die kulturellen und religiösen Traditionen des Judentums, die sich gerade der Zerstreung und der Begegnung mit einer nichtjüdischen Umwelt selbst verdanken. Das sind sehr reiche Traditionen des Judentums. Zugleich bilden nun Israelis eine eigene Diaspora. Israelis, deren Judentum in nationaler Geschichte, Sprache und Folklore verwurzelt ist, und deren Verständnis von Diaspora damit sich in mancher Hinsicht mit Diasporaerfahrungen und Identitätswürfen ganz anderer migrantischer Bevölkerungen decken oder mit ihnen konkurrieren. Die jüdische Diaspora kann auch je nach ihrem Ort eine völlig unterschiedliche Prägung erfahren. Das betrifft vor allem den Vergleich zwischen den großen europäischen jüdischen Lebenswelten, England und Frankreich auf der einen Seite und dem jüdischen Leben in den USA.

Die meisten Juden in der Diaspora leben heute in den USA. Aber viele halten die USA gar nicht für eine Diaspora. Es sind amerikanisch-jüdische Schriftsteller, Künstler, und Theoretiker, die die Dimensionen jüdischer Diaspora besonders radikal artikuliert und intensiv erkundet haben. Wenn man sich auf die Suche nach Literatur über Diaspora macht, stellt man fest, 98% aller Titel sind auf englisch erschienen, und von diesen 98% sind nur sehr wenige in deutscher Übersetzung hier wirklich öffentlich diskutierbar geworden. Dabei geht es nicht nur um Bücher. Ob man die Bücher von Woody Allen, oder die Romane von Philipp Roth nimmt, oder eine Äußerung eines Künstlers wie Kitai, der mit seinen diasporistischen Manifesten auf sich aufmerksam gemacht hat, oder die Schriften von Daniel und Jonathan Bojarin. Sie alle stehen für eine selbstbewußte und auch selbstironische Diaspora. Und in keinem Land der Welt hat sich eine derartige Pluralität jüdischer Lebenswelten, Selbstentwürfe und Kulturen entwickelt wie in den USA. Zugleich aber konkurriert das Selbstbild der amerikanisch-jüdischen Diaspora mit dem Selbstbild Amerikas als gelobtes Land, das selbst ein Ende der Diaspora verspricht. Die USA behauptet von sich selbst, das Ende der Diaspora zu sein. Dieses amerikanische Ende der Diaspora, diese amerikanische Vision einer Heimkehr in die neue Welt scheint für viele amerikanische Juden ein Angebot zum Aufgehen in einer amerikanischen Identität, eine Assimilation an Amerika, die zugleich eine Sonderbeziehung der USA zu Israel und umgekehrt auf eine zugleich identitätsstiftende und politisch höchst wirksame Weise nahelegt.

Ich will Ihnen noch ein Beispiel als Illustration geben. In Cleveland wurde vor zwei Jahren ein neues und bedeutendes jüdisches Museum eröffnet, mit großen Aufwand erbaut und eingerichtet. Das Museum ist errichtet worden aus Jerusalem Stone, dem warmen, gelben Stein aus Jerusalem. Wenn man dieses Museum betritt, dann wird einem zwangsweise zunächst einmal ein Film vorgeführt. Und in diesem Film erfährt man etwas darüber, wie die Juden bedroht, bedrängt, bedrückt in der Diaspora gelebt haben. Dann besteigen sie Schiffe. Und wenn sie ins gelobte Land kommen, dann sieht man die Freiheitsstatue. Ganz am Ende erfährt man dann, dass es auch den Staat Israel gibt, der auch ein gelobtes Land ist und auch ganz wichtig. Aber es ist eigentlich klar, das gelobte Land ist hier, Cleveland, an den Ufern des Eriesees.

Wenn man sich aber das Setting dieser Sonderbeziehung zwischen USA und Israel genauer ansieht, die Spielregeln und den historischen Kontext dieses Einverständnisses und dieser kulturelle Nähe, dann hat diese Sonderbeziehung zunächst gar keine jüdischen, sondern vor allem christliche Wurzeln. Es waren die christlichen Pilgerväter der USA, die ein neues Jerusalem im Westen suchten, um das Versprechen des Alten in einer chiliastischen Perspektive des Neuen zu erfüllen. Die neue Welt sollte das Tor zur Erlösung aufstoßen, und sei es, so wie Heinrich von Kleist es in einem ganz anderen Zusammenhang formuliert hat, sozusagen durch die Hintertür, indem man einmal um die Welt in die falsche Richtung fährt. Vor diesem Hintergrund sind die Bemühungen mancher Pilgerväter und späterer amerikanischer Kirchenväter besser zu verstehen, die immer versuchten, den Beweis zu führen, dass die Indianer der verlorene Stamm Israels seien und durch deren Bekehrung die alte christlich-apokalyptische Weissagung zu erfüllen und die Geschichte zu einem Ende zu bringen.

Apokalyptische Endzeitvisionen und die zionistische Abwertung der Diaspora per se als bloße Vorstufe der Erlösung vertragen sich allzu gut. Aber ich glaube auf Kosten des Judentums. Die Abwertung der jüdischen Diaspora als Strafe oder als etwas, das zu überwinden ist und das überwunden worden ist, war zunächst einmal vor allem eines, nämlich ein christliches Konzept, eine christliche Idee. Die Bibelstellen, die die Diaspora als Strafe Gottes darstellten, wurden insbesondere von den frühen Christen als Beweis dafür herangezogen, dass sie die Erfüllung des Judentums seien und mit ihnen die Erlösung von diesem Fluch gekommen sei, die Aufhebung der Strafe, die über das Judentum verhängt worden sei. Die abwertende Vorstellung vom ewig wandernden Juden ist das Komplementär dazu. Die Juden, das sind fortan die Übriggebliebenen, die die neue Heilsbotschaft eben nicht akzeptieren und weiter in der Diaspora, und das heißt im Zustand der ewige Wanderung gefangen bleiben. Ob christlicher Zionismus des evangelikalen Mainstreams in den USA oder die Beschwörung des Abendlandes in Europa: als Front gegen den Orient oder den Islam laufen gleichermaßen beide auf ein apokalyptisches Weltbild hinaus. Ob im Kampf um Jerusalem, den die Evangelikalen führen wollen, oder in der letztlich fatalistischen Vision einer dann auch zum Untergehen verurteilten Festung Europas, haben offene Gesellschaften, haben Diasporas und vor allem haben Juden als Juden keinen Platz. Entweder sie erfüllen als Israel ihre Funktionen im Heilsplan der evangelikalen Apokalyptiker. Manche sind auch katholisch. Die heißen dann Charismatiker. Und es heißt, sie bauen den Tempel auf dem Tempelberg wieder auf, und dann kommt das Programm der Apokalypse, und sie vertreiben noch die Ungläubigen und werden dann natürlich auch mit der apokalyptischen Wiederkunft des Messias vor die Alternative gestellt, Christen zu werden oder unterzugehen. Das ist das wenig dankbare Schicksal, das diese evangelikal-christlich-zionistischen Heilspläne den Israelis dann tatsächlich zuweisen. Oder, das wäre die Alternative, die wir hier in Österreich oder in Deutschland immer wieder erleben, sie lassen sich von den Verteidigern des christlich-jüdischen Abendlandes miteinbunkern als Museumsstück der christlichen Vorgeschichte. Und selbst die „postkoloniale“ Beschwörung des Gegensatzes von Ost und West, die kulturalistisch gefärbten Kritik am bösen Westen und seines „westlichen“ Nationalismus, seines „westlichen“ Imperialismus, seines „westlichen“, und das heißt weißen, Rassismus, der die Juden eben nur als Weiße, als Teil des kolonialen Syndroms gelten lassen will, auch diese angebliche „Gesellschaftskritik“ produziert vor allem eines, den Mythos von authentischer Kultur. Das ist eine Diskussion, die heute behauptet links zu sein, und die das Spektrum von Attac bis weit in links-liberale Kreise bestimmt. Eine Diskussion die letztlich die Sehnsucht nach einer Kultur vor dem Sündenfall von Geschichte, Zivilisation und Aufklärung zum Ausdruck bringt – und die vollkommen blind dafür ist, dass auch die Geschichte außerhalb des „Westens“ von Rassismus und Sklaverei, von Imperien und gesellschaftlichen Widersprüchen geprägt war und ist. So ist am Ende für die christlichen Apokalyptiker und die Verteidiger des Abendlandes, aber auch für die antiwestlichen Zivilisationskritiker Israel das gleiche: das gefährlich zweideutige Bindeglied zwischen Ost und West, eine Vorhut christlicher Eroberung des heiligen Landes und ein Einfallstor des Orients im Westen, das Symbol weißen Imperialismus und ein nützliches Bollwerk eines sich einbetonierenden Abendlandes. Auch der postkoloniale Diskurs spielt letztlich auf der Klaviatur der Apokalypse, als dessen Reiter sich die Islamisten nun selber schon gerne inszenieren.

Doch, um es mit den Brüdern Bojarin zu sagen: **Genau das ist es, was die jüdische Diaspora ausmacht, dass sie sich nämlich diesem Gegensatz von Ost und West, von welcher Seite auch immer identifikatorisch besetzt, radikal entzieht.** „Jews will never fit into such a dichotomy, which is one of the most important powers of Jewish Diaspora.“ Man muss gar nicht darauf warten, dass die Apokalypse mit regnenden Fröschen und all den anderen Dingen stattfindet, wenn der Tempel gebaut worden ist. Der Schritt vom christlichen Zionismus zum Judenhass ist auch in der Gegenwart schon schnell getan. Die Instrumentalisierung von Juden für christliche Endzeitvisionen sind ein deutliches Zeichen dafür, dass die Integration des Judentums ob in den amerikanischen Traum oder in den Traum des christlich-jüdischen Abendlandes ausgesprochen trügerisch ist – angesichts eines christlichen Radikalismus, dessen pro-israelische Propaganda jederzeit wieder in judenfeindliches Ressentiment oder offenen Judenhass umschlagen kann. Und das durchaus im selben rhetorischen Auftreten, in den gleichen Medien, zur gleichen Zeit. Es gibt Zeitschriften der Evangelikalen, die besonders in Süddeutschland und in der

Schweiz inzwischen eine echte Massenbasis besitzen, dort wo Pietismus eine lange Tradition hat. In diesen Zeitschriften, wie „Christen für Israel“, „Nachrichten aus Israel“ oder „Herzen für Israel“ wird Israel glühend gegen seine „arabischen Feinde“ verteidigt, werden Spendenaufrufe für Israel publiziert und Israel aufgefordert, keinen Zoll breit „jüdischen Bodens“ in der Westbank preiszugeben. Gleichzeitig kann man dort lesen, welche Errungenschaften es in Israel gibt, z.B. neue Techniken, mit denen man durch Wände schauen kann, mit denen man in Gehirne schauen kann, Gedanken lesen, Menschen manipulieren und Flugzeuge vom Boden aus fernsteuern. Interessante Fantasien die sich in nichts von antisemitischen Verschwörungstheorien unterscheiden. Da sind sie, die alten judenfeindlichen traditionellen Ressentiments und das christlich-zionistische Bekenntnis zur Unterstützung Israels auf einer Doppelseite.

Natürlich ist die politische Koalition, die es in den USA zwischen jüdischen Organisationen und eben jenen evangelikalen Apokalyptikern, kein besonders gutes Zeichen für den politischen Spielraum in dem sich israelische Politik bewegt. Solche Freunde sind nicht nur ein pragmatischer Unfall, sondern eine ernsthaftes Warnsignal. Du umgekehrt, den Spielraum für eine Friedenslösung zu erkämpfen, beginnt damit, die Vorkämpfer der Apokalypse und ihren politischen Einfluss zurückzudrängen, statt Bündnisse mit ihnen einzugehen. Doch jede Diskussion über eine Friedenslösung wirft zunächst einmal alle israelischen Identitätsfragen auf.

Israel kann eine Antwort auf das Bedürfnis geben, eine Heimat zu haben. Aber es beantwortet nicht die Frage danach, was jüdisch ist. Wie jüdisch ist Israel? Eine Gesellschaft, die in Teile zerfällt, die diese Frage unterschiedlich beantworten werden, sobald sie nicht mehr eine Existenzfrage von Ja oder Nein sein wird. Eine knappe Mehrheit, die westlich oder russisch, jüdisch, säkular ist und deren Identitätsentwürfe von säkularem Nationalismus bis zur Bejahung einer liberalen Zivilgesellschaft reichen. Eine große Minderheit orientalischer, um nicht zu sagen arabischer Juden, die sich gerade aus erlebter Nähe heraus häufig in unmittelbarer Konkurrenz zu arabischen und muslimischen Nachbarn und in der israelischen Gesellschaft häufig am unteren Ende des sozialen Spektrums unterdrückt sehen. Religiöse Minderheiten unterschiedlicher Couleur von Gruppen, die den jüdischen Staat als zu melkendes Übel, bestenfalls als Mittel zum Zweck ansehen, ein traditionelles religiöses Leben im heiligen Land führen zu können. Bis zu jenen, die einer militanten Siedlungspolitik und der Vision einer gottesstaatlichen Priesterherrschaft nachhängen und die mit christlichen Apokalyptikern gemeinsam von der Wiedererrichtung des Tempels und der alten Priesterherrschaft träumen, und davon den Messias auf die Erde zu zwingen, egal ob er zum ersten oder zum zweiten Mal kommt. Daneben eine kleine Zahl religiöser Sektierer, die als einzige zugleich an der Orthodoxie und an dem jüdischen Axiom festhalten, dass es nicht die Menschen sein können, die das Erscheinen des Messias und die Erfüllung der Geschichte erzwingen können. Eine Position, die eigentlich ganz vernünftig ist, aber innerhalb des politischen Spektrums Israels eigentlich nur noch von Sektierern vertreten wird. Und nicht zuletzt eine stetig wachsende und stetig der israelischen Gesellschaft mehr entfremdete arabische Minderheit, die im gegenwärtigen israelischen Diskurs immer weniger mit den jüdischen Israelis gemeinsame Symbole und Werte finden kann.

Die Schnittmenge von Judentum und Israel ist für viele eine bequeme Antwort auf ihre eigenes Bedürfnis nach Identität. Doch das Jüdische droht in dieser Schnittmenge zu einer nationalistischen Folklore zu verkommen. Der Monotheismus, die universalistische Vorstellung vom einen Gott, der als Schöpfergott für alle existiert, droht in Israel dem chauvinistischen Anspruch auf unseren Gott zu weichen. Doch das wäre die Rückkehr des alten tribalistischen Gottes, der Gott des Polytheismus, der mit den Göttern der Anderen konkurriert, den Krieg mit den anderen legitimiert. Und dies umso mehr, als der universalistische Gott der konkreten Anderen, der Gott der islamischen und vielleicht auch der islamistischen Akteure der Region, seinen Universalismus vor allem einem Anspruch auf universelle Herrschaft verdankt. Dem Monotheismus der Diaspora bleibt nicht viel anderes übrig, als dagegen den Gott des Zweifels, der Ironie, den Gott der Relativierung in sein Recht zu setzen. Ein schwacher Gott. Aus den jüdischen Feiertagen, die von Befreiung und Rettung erzählen, die die Treue

zum Monotheismus beschwören und der Prüfung des Gewissens gewidmet sind, aus diesen Feiertagen des Trotzdem werden im Kontext einer nationalen Kultur nationale Feiertage. Tage der Beschwörung einer mythischen erfüllten Vorgeschichte, Rituale der Abgrenzung und der Feier militärischer Siege. Dazu ein paar Erntedank- und Fruchtbarkeitsfeste.

Oder wie es Amos Oz in seinem Roman *Sumchi* schon für die Zeit des englischen Mandats vor 1948 formuliert hat, „An Chanukka lernen alle Kinder Israels die bösen Griechen zu hassen. Und an Purim hassen sie die Perser. An Pessach hassen wir die Ägypter. Und an Lag ba-Omer die Römer. Am 1. Mai finden Demonstrationen gegen die Engländer statt. Am 9. Aw fasten wir gegen Babylon. Und am 11. Adar müssen wir uns in alle Ewigkeit daran erinnern, was die Araber Trumpeldor und seinen Freunden am Tel Chai angetan haben. Nur an Tu be-Schwat, dem Neujahrsfest der Bäume, haben wir mit niemandem gekämpft und nichts erlitten. Und ausgerechnet an Tu be-Schwat – nur um uns zu ärgern – regnet es fast immer.“

Was wird aus den jüdischen Feiertagen in der Diaspora? Eine Konvention, die sich selbst entleert, immer weniger Menschen bindet? Oder feiert man sie mit dem Blick auf ihre neue, sozusagen „israelische“ Bedeutung? Dann wird aus den Feiertagen freilich leicht eine Folge von Ritualen der Heuchelei und der Selbstverleugnung, der Verneinung der eigenen Existenz. Man feiert eine Erlösung, an der man selbst nur als Zuschauer sozusagen aus sicherer Entfernung teilhat, eine Entfernung, die man in Wirklichkeit gar nicht aufgeben will, weil für die Erlösten diese Erlösung bis heute Krieg, Tod und Angst bedeutet. Man feiert sein eigenes schlechtes Gewissen. Oder man feiert als Israeli im Ausland und nicht als Jude. Feiert etwas, was man gar nicht ist.

Feiert man aber die jüdischen Feiertage als **jüdische** Feiertage, so feiert man die Hoffnung, die andere schon für erfüllt halten, im Bekenntnis zu einem **Trotzdem**. Man feiert im Wissen, dass der jüdische Staat eben nicht das Ende der jüdischen Geschichte ist, eben nicht ihre Erfüllung, sondern eine Etappe mit offenem Ausgang, eine Stufe der Entwicklung, von der man noch nicht weiß, wohin sie führt. Doch das zu tun erfordert einigen Mut, jedenfalls jüdisches Selbstbewusstsein. Sich mit dieser Identität von Israel und Judentum, die fünfzig Jahre das öffentliche Bild jüdischer Identität beherrscht hat, ein Stück weit zu befreien, bedeutet freilich auch, sich von etwas zu befreien, von dem man nicht weiß, was an dessen Stelle treten wird. Offenheit der Geschichte zu ertragen.

Sich in diesen Widersprüchen bewegend sind die säkularen und auf eine pragmatische Friedenslösung orientierten Kräfte Israels und der Diaspora zugleich stark und schwach. Sie sind stark, weil sie die eigentliche Hoffnung des Lebens repräsentieren, ein Leben ohne fortwährende Bedrohung, ein Leben jenseits eines schon beinahe unendlich währenden Ausnahmezustands, der korrumpiert und ermüdet. Und sie sind schwach, weil der Anspruch Israels auf eine jüdische Identität und ein historisches Territorium zugleich nur jenseits säkularer Vorstellungen religiös explizit legitimiert werden kann.

Eine Friedenslösung aber kann nur pragmatisch sein und sie muss notwendigerweise Fragen nach Identität unterlaufen. Auch wenn israelische Politiker heute eine explizite Anerkennung Israels als jüdischen Staat von seinen Nachbarn verlangen und auch wenn palästinensische, arabische und muslimische Wortführer heute genau diesen Anspruch explizit verneinen, eine Friedenslösung kann es nur geben, wenn genau auf die Klärung dieser Frage verzichtet, wenn statt Identitäten pragmatische Fragen verhandelt werden. Und das gilt für beide Seiten. Dan Diner hat einmal geschrieben, es gebe drei verschiedene mögliche Legitimierungen des Staates Israel. Eine historische: das Erbe von Auschwitz. Eine überhistorische: das biblische Versprechen. Und eine pragmatische, den demografischen Status Quo, das Lebensrecht der Menschen, die dort leben. Das letzte sei die schwächste Legitimation, aber zugleich die einzige, die einem völkerrechtlichen Universalismus standhalten könnte, die einzige, über die es eine Vereinbarung, einen Vertrag auf Gegenseitigkeit, geben könne. Eine schwache Legitimität. Aber die einzige, die diesen Namen überhaupt verdiene, jenseits des schieren Rechts des Stärkeren. Aus einer nicht

apokalyptischen Perspektive betrachtet, aus einer Perspektive, die die Welt nicht im Stadium der Endzeit wähnt, aus einer Perspektive einer langen Zeit – und darin haben wir Juden eigentlich ein bisschen Erfahrung – kann kaum ein Zweifel daran bestehen, dass Israel im Nahen Osten sich auf das Recht des Stärkeren nicht verlassen kann. Und das gilt freilich auch für die Palästinenser.

Was aber würde geschehen, wenn tatsächlich die notwendigen Bedingungen bestünden, dass ein pragmatischer Vertrag über das Existenzrecht eines israelischen und eines palästinensischen Staates abgeschlossen werden könne?

Was würde geschehen, wenn Israel das Vertreibungsunrecht von 1948 anerkennen würde. Und wenn auch die arabischen Staaten das Unrecht ihres Überfalls auf Israel 1948 anerkennen würden. Was wäre, wenn die Israelis den Anspruch darauf aufgeben würden, Teile der 1967 besetzten Territorien gegen den Willen seiner Nachbarn auf kaltem Weg zu annektieren, und wenn die Palästinenser ihren Anspruch auf Rückkehr auf israelisches Territorium aufgeben würden, freilich gegen finanzielle Kompensation? Wenn Israel beispielsweise sein exklusiv jüdisches Rückkehrgesetz zeitlich limitieren würde, weil es auf Dauer einem säkularen Einwanderungsgesetz im Weg steht, und wenn beide Seiten ihren Anspruch auf ganz Jerusalem definitiv aufgeben würden. Wenn Israel und Palästina bereit wären, sich jeweils eine säkulare, die Menschenrechte aller Staatsbürger gleich welcher Religion oder ethnischer Zugehörigkeit in den Mittelpunkt stellende, Verfassung geben würden und in beiden Fällen darauf verzichten, Staatsbürgerschaft explizit ethnisch oder religiös festzuschreiben?

Man verlangt das freilich immer nur von Israel, aber auf die Idee zu kommen, das Gleiche vom Iran oder von Syrien – oder einem zukünftigen palästinensischen Staat – zu verlangen, darauf kommt man in der Diskussion in Europa seltsamerweise nicht so häufig.

Was also würde geschehen, wenn statt ethnisch-religiös exklusiven Staatsvorstellungen am Ende ein modus vivendi erstrebt würde, der davon ausgeht, dass es historische, aber keineswegs unwandelbare kulturelle Prägungen gibt, dass Nationalsprachen auch Zugehörigkeiten und Abgrenzungen bedeuten? Und was würde geschehen, wenn die Palästinenser mit einer Anerkennung Israels auch die Anerkennung eines demographischen Status Quo, eine jüdische Nationalsprache und damit auch eine Bindung Israels an die jüdische Geschichte akzeptieren müssten? Und wenn die jüdischen Israelis zugleich eine Verfassungswirklichkeit akzeptieren, die diese Bindung eben vor allem als historische, und nicht als heilsgeschichtliche begreift.

Von solchem Pragmatismus sind wir im Moment weit entfernt. Und das sind wir auch, weil die Perspektive einer Friedenslösung innerhalb Israels Unfrieden zu schaffen droht. Unfrieden, dem man aus dem Weg geht. Klärungen, die man sich nicht traut vorzunehmen. Weil es stellt natürlich die Identität und das Selbstverständnis des israelischen Gemeinwesens zur Disposition, wenn mit einer solchen Friedenslösung die Frage in einer Verfassung gestellt wird, die bestimmten universalistischen Rechtsstandards genügen muss. Dann wären Juden auch in Israel Teil eines Gemeinwesens, das sich als Staat all seiner Bürger definiert. Und umgekehrt ist das auch nur möglich, wenn Israel von außen nicht mehr in Frage gestellt würde, wie es das heute täglich wird. Wenn all das passiert, und man muss noch ein bisschen träumen dürfen, weil wenn man nicht träumen würde, dann gäbe es auch kein Israel und viele andere Dinge nicht, dann stellt man fest, dass die Normalität, von der Herzl irgendwann hier in Wien geträumt hat, allenfalls darin bestehen würde, dass Israel selbst einmal wieder ein Teil der Diaspora sein wird, so wie auch das historische Königreich Teil einer jüdischen Diaspora gewesen ist, die viel größer war als die jüdische Bevölkerung im historischen Israel.

Normalität für Israel wird erst dann möglich sein, wenn es seinen Anspruch aufgeben wird, ein Projekt für alle und ein Projekt von allen Juden zu sein, wenn es den Anspruch aufgibt, das Judentum zu definieren, es einen Anspruch aufgibt, die Erfüllung der jüdischen Geschichte zu sein. Und es setzt erst Recht voraus, sich nicht von einem Projekt christlich-apokalyptischer Endzeitvisionen abhängig zu machen und dessen antiislamischer Agenda. Israel würde ein Land unter anderen werden, in dem Juden leben können, freilich ein Land mit einem selbstbewussten jüdischen Erbe, ein Erbe, das Teil wird einer israelischen Identität, aber eben nicht ihr einziger bestimmender Faktor, und das auch insoweit

Teil wird einer israelischen Identität, indem es kompatibel ist mit universellen Werten einer solchen Gesellschaft, mit der sich auch nichtjüdische Bürger identifizieren können. Israel wäre ein historisch jüdisch geprägtes Land im Nahen Osten, vielleicht auch ein möglicher – aber bestimmt nicht der einzige – Zufluchtsort in Momenten der Krise, aber keine endgültige Antwort auf jüdische Fragen.

Yves Kugelmann, der Herausgeber der jüdischen Zeitschrift *Tacheles* in der Schweiz, hat gerade vor kurzem ironisch noch eine zweite Möglichkeit ins Spiel gebracht, die auch einen gewissen Charme hat. Es würde auch schon reichen, wenn es nicht einen jüdischen Staat gebe, sondern einfach verschiedene jüdische Länder in der Welt. Dann würde auch keines dieser Länder den Anspruch haben können, das Judentum zu definieren, aber es könnte so etwas wie jüdische Selbstverständlichkeit in einem solchen Land definieren. Aber ich glaube, davon sind wir noch weiter entfernt als von einer Normalisierung der israelischen Gesellschaft.

Eine solche Normalität, sie wäre dann immer noch genau so anormal wie die Tatsache, dass Deutschland heute nicht mehr nur ein Land von Native Germans ist und Österreich zwar eine christliche Geschichte, aber eben auch eine von Muslimen mitgeprägte Gegenwart besitzt. Es wäre eine Normalität, die auch in Israel eine offene Frage ist.

Die Geschichte ist weder zu Ende, noch wird sie von uns geplant. Ein solches Israel würde die Diaspora nicht länger einem double bind aussetzen. Es wäre dieses Israel selbst Teil der jüdischen Diaspora. Einer Diaspora, aus der man zwar in jedem Ort der Welt, auch in Israel, aber nur um den Preis von etwas Vergesslichkeit und Selbstverleugnung vollständig austreten könnte. Und auch das nur mit offenem Ausgang. Denn, wie die Geschichte gezeigt hat, entdeckten Juden auch in der zweiten oder dritten oder vierten Generation in vielen Familien wieder etwas in sich oder in ihrer Geschichte, was sie einst vom Judentum entfernt hat und vielleicht wieder zum Judentum zurückführt. Viele entdecken ihre eigene jüdische Frage einmal wieder. Aber auch das gehört zu den vielen offenen Fragen, die bleiben. Und jedenfalls kann man aus dem Judentum nur dann mit Aussicht auf Erfolg austreten, wenn die Welt selbst weniger besessen von Identität und Zugehörigkeit und Abgrenzung ist, also dann, wenn Säkularisierung und Globalisierung der Welt Erfolg haben. Doch wir wissen, dass dieser Erfolg immer wieder in Frage gestellt ist – und damit Diaspora immer wieder neu als Realität begründet. So bleibt der „Austritt aus dem Judentum, der Austritt aus der Diaspora“ jenseits der kleinen Fluchten individuellen Lebens – eine Utopie. Insofern ist die Geschichte der jüdischen Diaspora an die Geschichte der Welt gekettet. Eine Abkürzung zur Erlösung gibt es nicht und sei es um den Preis der Apokalypse. Aber die ist nicht göttlich, sondern menschliche Panik.

Ich will mit einem Zitat enden von Daniel und Jonathan Boyarin, die sich mit diesem Verhältnis Israels zur Diaspora und der Diaspora zu Israel in ihrem Buch *Powers of Diaspora* sehr intensiv beschäftigt haben. Sie setzen einem modernen Verständnis – modern heißt hier ein Verständnis der letzten fünfzig Jahre, in dem man immer darüber streitet, welchen Platz Israel unter den Nationen einnimmt – eine andere Frage entgegen: „After fifty years of experience with the tortured contradictions of the Jewish state it is time to ask the new question of Israel’s place among the diasporas.“ Vielen Dank.

Isolde Charim

Danke vielmals. Was du uns präsentiert hast, war ein bisschen eine Rivalität der Definition was ist Judentum zwischen einem diasporischen Konzept und einem israelischen Konzept. Du hast uns präsentiert eine israelische Antwort auf die Definition was heißt Judentum, was heißt jüdisch sein, was es heißt angekommen zu sein, eine Heimat zu haben und sich als Staatsvolk zu definieren und darin auch zu homogenisieren. Was wäre aber jetzt die diasporische Definition des Judentums, der du ja eindeutig den Vorzug gibst?

Hanno Loewy

Was den Vorzug geben angeht, würde ich sagen ja, ich selbst gebe für mich dieser Lebensweise den Vorzug. Wenn ich mir jüdische Geschichte anschau, dann war in der einen oder anderen Form die Sehnsucht nach diesem Land als mythische Sehnsucht, als immer wieder auch konkretes Projekt, für einen relevanten Teil des Judentums auch immer eine Realität. Wenn ich das Judentum als Ganzes betrachte und seine Geschichte, dann ist eine Entscheidung zwischen diesen beiden Modellen so einfach nicht möglich. Und auch wenn ich mir die Wurzeln anschau dessen, was wir heute als Tradition und als Erbe jüdischer Religion haben, dann besteht sie eben aus beidem. Sie besteht aus Elementen, die der Zeit der Priesterherrschaft, der Tempelherrschaft entstammen. Und sehr große Teile unserer Tradition bestehen aus Elementen, die eigentlich nur in der Diaspora entstehen konnten. Und das, was in der Diaspora entstand, war aber auch beides. Es war Teil eines universalistischen, prophetischen, ethischen Begriffs von Judentum. Es war aber auch die Sehnsucht nach diesem Land. Insofern kommen wir aus diesem Widerspruch nicht ganz raus, zu sagen, das Eine ist das Bessere und das Andere ist das Schlechtere. Ich glaube nur, dass in einer bestimmten Art und Weise das Diasporistische das Dauerhaftere ist, aber nicht insofern, dass es das Andere überlebt, sondern dass das Andere in bestimmten Phasen jüdischer Geschichte eine größere, und in bestimmten Phasen eine kleinere und in manchen Phasen gar keine Rolle gespielt hat, aber immer so viel Bedeutung hatte, dass es wiederkam. Und das immer wieder Kommende halte ich schon für ein Zeichen, dass es irgendwie dazu gehört.

Isolde Charim

Ist für dich dieses Staatsgründungsprojekt oder diese Antwort auf die Sehnsucht nach einer Heimat gescheitert? Ist der Zionismus gescheitert? Oder ist der Zionismus nur dann nicht gescheitert, wenn er sich selbst noch diasporisch versteht? Also wenn man sagt, wir können nur dann funktionieren, wenn wir kein homogenes Staatsgebilde sind, sondern wenn wir uns selbst als aus diasporischen Gemeinschaften zusammengesetztes Element empfinden.

Hanno Loewy

Es gibt Projekte, die scheitern nicht per se, sondern es gibt Projekte, die scheitern, und haben trotzdem Erfolg, weil sie etwas realisieren. Wenn ich mir anschau, was aus diesem Projekt geworden ist, dann muss ich sagen, es ist etwas völlig anderes geworden als das, was sich die ersten Zionisten darunter vorgestellt haben. Daraus würde man sagen, es ist gescheitert. Es ist aber etwas entstanden und zwar keine Kleinigkeit. Es ist aber etwas sehr Instabiles entstanden mit großen inneren Widersprüchen, von denen man sagen kann, das wird so nicht bleiben. Das heißt aber auch nicht, dass es scheitert in einem Sinne, dass es einfach zu Ende geht, sondern es wird in fünfzig Jahren, in hundert Jahren eine andere Form haben als heute. Ich glaube, dass diese Form eine größere Lebenschance hat, wenn sie den Anspruch tatsächlich aufgibt, die diasporistische Existenz zu verneinen, und abzuwerten, und zu ersetzen und abzulösen. Das glaube ich schon. Nur ist das, was dabei rauskommen wird, eben auch kein tausendjähriges Reich, sondern es ist ein Staat, der sich genau so verändert und Veränderungen ausgesetzt sein wird, wie das mit vielen Ländern Europas heute passiert, die auch heute anders aussehen als noch vor hundert Jahren und in hundert Jahren anders aussehen werden als heute. Man wird kein Land haben, das als Utopie festgefroren das sein wird, was es heute ist.

Isolde Charim

Aber das, was dem zugrunde liegt, ist ja ein sehr positiver Diasporabegriff, wo du uns aber eigentlich noch gar nicht gesagt hast, was das Positive daran ist. Eingangs hast du erwähnt, heute ist die Diaspora eine freiwillige, es ist nicht mehr eine Strafe, es ist nicht mehr ein Zwang. Natürlich muss ja auch das, wie du die Entwicklung des israelischen Staates beschrieben hast, Rückwirkungen haben auf das, wie man Diaspora versteht. Man kann sie nicht immer nur defizitär verstehen als Mangel an Heimat, sondern die muss jetzt plötzlich eine eigene positive Qualität haben. Könntest du dazu noch kurz was sagen?

Hanno Loewy

Ich glaube, dass kulturell und intellektuell in dieser Zerstreung und in der Gleichzeitigkeit von Berührung mit ganz unterschiedlichen Gesellschaften, kulturellen Traditionen und der Kommunikation

dieses Netzwerkes, das diese unterschiedlichen Einflüsse an unterschiedlichen Orten unseres Globus zusammenbringt in einer jüdischen Kultur, das ist ein ungeheurer intellektueller, kultureller und eben auch lebensweltlicher Reichtum, den ich ausgesprochen anregend und lebenswert finde. Das zweite ist, ich kann biologistisch argumentieren und sagen, ich glaube, es ist eine sehr kluge Überlebensstrategie, weil auf diese Weise das Judentum sehr lange überdauert hat, weil es sehr anpassungsfähig war, weil es sehr wandelbar war, weil es auf ganz unterschiedliche historische Herausforderungen auf diese Weise immer wieder hat reagieren können und sich hat weiterentwickeln können und weiter existiert hat. Das kann auch eine Antwort sein.

Isolde Charim

Du meinst, evolutionär ist es das kräftigere Konzept?

Hanno Loewy

Es hat evolutionär eine gewisse Überlebensfähigkeit. Mich interessiert in meinem Leben heute das erste mehr. Natürlich prägt diese fortwährende Berührung, die immer auch ein bisschen kritische Distanz besitzt, die immer auch die Möglichkeit der Transformation besitzt, der auch Kopplung von Einflüssen aus verschiedenen Richtungen in etwas Neues. Das birgt natürlich auch ein großes ironisches Potenzial. Ich liebe Ironie, ich liebe die Satire. Das ist einfach mein liebstes Genre, in dem ich mich literarisch, oder in Filmen oder in der Kultur bewege. Das muss nicht jedem so gehen. Aber wenn ich wählen muss zwischen Tragödie, Komödie, Satire und Romanze, und das sind ja kulturelle Grundmuster von Erzählungen, von Narrationen, von künstlicher Fantasie und Kreativität, dann ist mir sicherlich dieses Genre auch am nächsten. Es hat etwas mit Ironie zu tun. Es hat mit der Fähigkeit zu tun, Dinge zu lieben und sie trotzdem zu beobachten. Ich finde, das ist eine sehr interessante Lebensform, die mir viel gibt. Aber das ist eine Antwort, die man nicht verordnen kann.

Frage

Mein Name ist Dan Ashbel und ich vertrete hier das gescheiterte Projekt. Ich möchte einige Anregungen bringen, die im Zusammenhang mit dem Vortrag hier mir aufgekommen sind. Ich glaube, man sollte doch auch ein bisschen mit Fakten ausgerüstet sein und die Vergleiche ziehen, und dann von dort auch einige Tatsachen bewerten. Im Jahr 1948 lebten in der Welt ungefähr elfeinhalb Millionen Juden. Heute leben in der Welt ungefähr dreizehneinhalb Millionen Juden. Im Jahre 1948 lebten in Israel 650.000 Juden, heute sind es 5,4 Millionen. Das heißt, wenn vor sechzig Jahren ein winziger Prozentsatz der Juden in der Welt in Israel lebten – das waren knapp 6% -, so leben heute 41% der Juden in Israel. So ein gescheitertes Projekt. In diesem Zusammenhang ist einiges geschehen, was ohne der Existenz des Staates Israel nicht geschehen wäre. Mehr noch, viele gefährdeten Diasporas sind durch die Existenz des Staates Israel gerettet worden. Es ist eine Tatsache, dass große Zahlen von Juden, die bedroht waren, deren Leben bedroht war, deren Leben als Juden bedroht war, dass das für viele ein Rettungsboot war. Die Idee des Rückkehrrechts nach Israel stammt eben von dieser Bedrohung, die im 20. Jahrhundert zu ihrem schlimmsten Ausdruck gekommen ist. Jeder, der als Jude bedroht ist, soll seine Heimat in Israel finden können. Er muss nicht hinkommen, aber er kann. Und wenn er kommt, wird er aufgenommen als vollberechtigter Bürger dieses Staates. Das ist die Idee hinter dem Zionismus. Das ist die Idee, die diesen Staat prägt. Und wie viele andere Staaten lebt er auch mit Minderheiten und mit einer großen Minderheit von 20%, die nicht Juden sind. Die Beziehungen sind manchmal besser, manchmal schlechter. Es gibt Länder, in denen die Beziehungen mit Minderheiten schlechter sind. Es gibt Länder, in denen die Beziehungen mit Minderheiten besser sind. Übrigens, Sie haben über die Sprache gesprochen. In Israel gibt es zwei offizielle Sprachen. Es gibt Ortsschilder sowohl in hebräisch wie in arabisch. Beide Sprachen werden angewandt.

Was ich befürchte von dem, was Sie sagen, eigentlich diese Verneinung vom Staat Israel als ein Nationalstaat oder als ein Volksstaat. Ein jüdischer Staat, ja. Nur um das zu klären, die Forderung Israels in den Verhandlungen ist eine ziemlich klare. Da wir zur Zeit mit den Palästinensern verhandeln und wir zu einer zwei-Staaten-Lösung kommen wollen, sagen wir, es soll zwei Staaten in dieser Region geben,

einen israelischen Staat, der die Lösung für das jüdische Volk ist, und ein Palästinenserstaat, der die Lösung für das palästinensische Volk ist. Der Staat Israel soll nicht auch die Lösung für das palästinensische Volk sein, weil was haben wir dann? Dann haben wir zwei Staaten für die Palästinenser und keinen für die Israelis und für die Juden. Daher diese Forderung und daher diese Darstellung.

Der Versuch, irgendwie die Legitimität von diesem Experiment und seine Bedeutung für das Judentum überhaupt, auch die Juden in der Diaspora. Sie haben zu Recht gesagt. Ich glaube, man soll das ein bisschen korrigieren. Alle jüdischen Feiertage, auch die biblischen, sind mit dem Land verbunden, mit seiner Landwirtschaft, mit seinen Jahreszeiten. Sie können das Laubhüttenfest, das auch das Erntedankfest ist, nur verstehen, wenn Sie die landwirtschaftlichen und klimatischen Situationen in diesem Land verstehen. Sie können das Pessah-Fest, das das erste Schneiden vom Korn ist, nur verstehen in diesem Zusammenhang, weil in diesem Zusammenhang sind sie entstanden. Ja, sie haben auch historische, religiöse und, wenn Sie wollen, nationale Bedeutungen, die auch da sind. Es ist ziemlich klar. Was heute viele Juden in der Diaspora verbindet, ist nun mal die Existenz des Staates Israel. Die Frage, wie viele Juden es zur dritten oder vierten Generation gibt, die sich von diesen Traditionen abgekoppelt haben, ist wieder eine schwierige Frage. Sie haben zu Recht gesagt, die Verkleinerung der jüdischen Bevölkerung in der Welt ist zum großen Teil aus dem Grund, dass Juden einfach ihre Gemeinden verlassen haben und das jüdische Leben eigentlich verlassen haben.

Der Staat Israel ist eine Verbindung für die Diaspora. Der Staat Israel hat eine Bedeutung für die Diaspora. Ich glaube nicht, dass der Staat Israel als solcher eine Diaspora sein sollte.

Hanno Loewy

Ich kann natürlich auf ganz vieles jetzt nicht antworten. Es gibt sehr unterschiedliche Aspekte. Manchen würde ich überhaupt nicht widersprechen. Es stimmt, dass die jüdischen Feiertage sehr unterschiedliche Bedeutungen haben. Mich persönlich und die meisten Juden, die ich kenne, interessiert der landwirtschaftliche und jahreszeitliche Aspekt dieser Feste am wenigsten. Aber das ist eine Geschmacksfrage. Das können andere anders sehen. Für mich ist es eine Trivialisierung des Judentums. Aber auch das können andere anders sehen. Das ist ein Diskurs, der wird geführt zwischen unterschiedlichen Juden in der Welt, unterschiedlichen Gemeinden, die unterschiedlich mit diesen Feiertagen umgehen.

Ich habe ja nicht gesagt, dass es ein erfolgloses Modell ist. Aber ich glaube nicht, dass es den Erfolg hat, den es haben sollte, den man angestrebt hatte. Das hat einfach einen wichtigen Grund. Gerade Menschen, die eigentlich einen säkularen Begriff von Israel haben, können auch nicht darüber hinweggehen, dass das Judentum eben nicht nur einfach ein Volk ist wie die Palästinenser, sondern eben auch eine Religion ist, die für Menschen Bedeutung haben kann, die kulturell, was ihr übrigens Leben angeht, in einer völlig anderen Perspektive stehen. Es ist eine Religion, die Menschen, auch wenn man es ihnen nicht sehr leicht macht, annehmen können. Ich kann nicht Palästinenser in dem Sinne werden, dass ich heute dem palästinensischen Volk beitreten kann. Aber ich kann Jude werden. Die Entscheidung darüber, wer Jude ist und wer es wird im Sinne einer Religion, ist eine religiöse Entscheidung. Sie wird nicht von einer Einwanderungsbehörde getroffen, sondern sie wird von Rabbinern getroffen. Wenn in Reykjavik ein Eskimo dem Judentum beitrifft, dann ist er dem jüdischen Volk beigetreten und er ist der israelischen Nation beigetreten, was ich für eine verhältnismäßig komische Konstruktion halte, per se. Ich glaube, dieser Doppelcharakter, dass wir als Juden Volk und Religion sind, ist nicht aufzulösen in ein Staatsvolk wie andere auch. Und es ändert auch nichts daran zu sagen, natürlich ist Israel ein Land mit einer Minderheit, die verbriefte Rechte hat, die an manchen Stellen mehr Rechte hat als Minderheiten in Österreich. Wenn ich an die Ortstafeln denke, ist Israel seit langem viel weiter als Teile Österreichs.

Es ändert aber nichts daran, dass ich nicht auf die Dauer ein Einwanderungsrecht haben kann. Und das wird auch in Deutschland irgendwann nicht mehr so sein. Da gibt es ein ähnliches Einwanderungsrecht, das sagt, wenn ich nachweisen kann, dass meine Eltern Deutsche waren, dann kann ich einwandern. Der

Nachweis, der dafür erbracht worden ist, ist ziemlich häufig der, „meine Eltern können nachweisen, dass sie in der Waffen SS waren“. Damit hat man nachdrücklich zu Beweis gestellt, dass man Deutscher ist, als Nachkomme von „Volksdeutschen“ in Polen oder in der Ukraine. Dann kann man einwandern. Das ist kein dauerhafter stabiler Zustand. Das kann historisch in einer bestimmten Situation gut begründet so sein. Aber das kann nicht quasi Verfassungsrang bekommen.

Und an einer Stelle muss ich schon scharf widersprechen. Weil wir müssen natürlich, wenn wir über Fakten reden, über Fakten reden, und wenn wir über historische Mutmaßungen reden, über historische Mutmaßungen reden. Fakt ist, dass Israel ein Einwanderungsland ist, ganz viele jüdische Menschen absorbiert hat, im Lauf seiner Geschichte große Einwanderungswellen. Das Interessante daran ist aber trotzdem, dass man die Frage auch zulassen muss, ob es diese Migration ohne die Existenz des Staates gegeben hätte. Und ich muss gestehen, ich halte nicht viel von den Verschwörungstheorien, die sagen, dass die ganzen Bombenattentate in Bagdad alles Werke des Mossad waren und diese Geschichten. Aber ich würde eine ziemlich hohe Wette eingehen, dass, wenn es den Staat Israel nicht gäbe, die Juden in Bagdad heute genauso noch leben würden, wie vor hundert Jahren.

Auch in Israel leben nicht alle Leute gut. In einem Land zu leben, in dem jeder Bus ein Selbstmordort werden kann, ist auch nicht gerade das, was ich unter gutem Leben verstehe. Und den Juden in Teheran, was auch nicht der Ort ist, wo ich im Moment leben möchte, scheint das ein attraktiverer Ort zu sein als Tel Aviv. Auch das muss ich zumindest einmal anerkennen. Und ich glaube nicht, dass die Juden Bagdads auch ohne politischen Druck alle unbedingt nach Israel gegangen wären, vor allem nicht, wenn sie eine Alternative gehabt hätten. Selbst wenn ich mir die jüdischen Überlebenden des Holocaust anschau, die wollten 1945/46 nicht mehrheitlich nach Palästina. Die wollten in die USA. Und wenn man sie in die USA gelassen hätte, dann wären sie alle in die USA gegangen, und viele sind es. Es hat ziemlich viele Anstrengungen bedeutet, diese Menschen davon zu überzeugen, dass Palästina und dass Israel, als der Staat schon gegründet war, ihre Perspektive ist. Und es hat etwas damit zu tun gehabt, dass es oft auch keine andere Wahl gab. Also wir reden hier nicht nur von Fakten, wir reden von Extremsituationen in der Geschichte, die auch von Menschen gemacht worden sind. Für die Menschen, die tatsächlich überlebt hätten, hätte es den Staat Israel gegeben, kam er definitiv zu spät. Aber das heißt nicht, dass die Menschen, die dann den Staaten Israel ausgemacht hätten, der gleichen Drohung ausgesetzt gewesen wären wie die Opfer des Holocaust.

Isolde Charim

Hier ist etwas Grundsätzliches unter den Tisch gefallen. Nämlich ein grundsätzlicher Widerspruch zwischen dem, was du gesagt hast, und der Wortmeldung von Botschafter Ashbel. Du hast grundsätzlich gesagt, die Diaspora ist eigentlich das fähigere Modell gegenüber einer nationalen Homogenisierung, und hast abgelehnt das Konzept einer endgültigen Antwort. In der Wortmeldung wurde gesagt, Israel wiederum sei konstitutiv für die Diaspora aus zwei Gründen. Einerseits, weil es nämlich die Bedrohung von der Diaspora weg nimmt, weil es deren Sicherheit garantiert. Die Frage ist ja in dem Fall, was ist das Grundlegendere? Und der zweite Moment, wo gesagt wurde, Israel hätte die konstitutivere Bedeutung für die Diaspora, weil diese nämlich sich längst von ihrer religiösen Definition verabschiedet hätte, und der Zusammenhalt der Juden in der Welt heute nur durch den Bezug auf Israel garantiert wäre.

Dan Ashbel

Ich habe gesagt, dass Israel heute ein Identifizierungspunkt ist für Juden in der Welt, nicht dass das einzige ist, was ...

Isolde Charim

Sie haben gesagt, ein wesentliches Moment. Das heißt, Sie haben gesagt, Israel ist konstitutiv für die Diaspora, während du uns das gegenteilige Modell vorgestellt hast. Ich finde, diese beiden Momente sollte man diskutieren.

Hanno Loewy

Ich würde ja Dan Ashbel zustimmen, dass das jetzt auf jeden Fall ziemlich lange so war, dass Israel eine der einfachsten Antworten für viele Juden in der Diaspora war, irgendwie Fragen zu beantworten, womit identifizierst du dich als Jude, weil alles andere ist ein bisschen schwerer. Sich mit der Religion zu identifizieren, ist deutlich mühsamer. Das erfordert deutlich mehr tägliche Änderung des Lebens und Einfluss auf das tägliche Leben.

Ich glaube, dass zwei Dinge zueinander in einem Widerspruch stehen und zwar in einem Widerspruch, der vor allem für die Menschen in Israel eine existenzielle Bedrohung ist. Dieser Widerspruch besteht darin, dass ich glaube, so lange Israel den Anspruch hat, das Land aller Juden zu sein, und das heißt eben auch das Land nicht von 5,5 Millionen Juden sondern von 13,5, genau so in einem permanenten Kriegszustand bleibt, so lange wie es umgekehrt unerträglich für Israel ist, dem Anspruch von mittlerweile mehreren Millionen Palästinensern ausgesetzt zu sein, die sagen, unser eigentliches Land ist zwischen Haifa und ... Ich denke, dass die wichtigste Voraussetzung dafür, dass zwei Länder, die nebeneinander leben sollen und das in Frieden tun sollen, ist, dass sie gegenseitig die Lebensstabilität vom demografischen Status Quo nicht in Frage stellen. Jedes Land, das per se durch seine Konstitution her und durch seine Ansprüche her das tut, kann nur in Unfrieden mit seinem Nachbar leben. Die Palästinenser werden nur im Unfrieden mit Israel leben können, so lange sie genau diesen Anspruch nicht aufgeben, zu sagen, eigentlich gehört uns Jaffa. Und genau so wird Israel nicht in Frieden mit einem palästinensischen Staat leben können, so lange seine Staatsbürgerschaft und seine Staatsbürger nicht rational definiert. Und das sind zunächst einmal die Menschen, die dort leben. Wer dort leben will in einem Staat, zuwandern will und damit auch eine demografische Veränderung auslöst, der muss sich zumindest einem rationalen Einwanderungsverfahren aussetzen, das solche Dinge irgendwie organisierbar macht. Und wenn man sagt, es leben 13,5 Millionen Juden in der Welt und das sind alles Menschen, deren Projekt ist dieses Land, dann ist natürlich der Anspruch auch auf Siedlungen östlich von Jerusalem... Also wenn man sagt, man will eine zwei-Staaten-Lösung, dann gehört zu den Dingen, die ich pragmatisch nicht verstehe, ist wie man östlich von Jerusalem, also genau in der Mitte eines zukünftigen Palästinenserstaates eine jüdische Großstadt baut. Das ist für mich rational kaum erklärbar als Teil eines pragmatischen Weges zu einer Friedenslösung. Es ist aber natürlich unter den Bedingungen, dass ich potenziell die Einwanderung aller Juden in dieses Land ermöglichen möchte, natürlich völlig logisch, dass ich die Frage der Grenzen offen halten muss, dass ich nicht sagen kann, das sind jetzt die Grenzen und dann ist definiert das Territorium dieses Staates, und dann ist auch klar, Staatsbürger ist, wer auf diesem Territorium lebt.

Frage

Ich wollte nur den Herrn in der ersten Reihe fragen, ob ich verstanden habe, dass er gemeint hat, wenn sich kein Staat Israel entwickelt hätte oder ausgerufen worden wäre, wären Juden im arabischen und anderen Räumen auch geholocaustet worden.

Dan Ashbel

Was ich gesagt habe und was ich wiederhole ist, dass Juden nach Israel gekommen sind, die bedroht waren in Ländern, in denen sie lebten. Das waren nicht nur wahr für arabische Länder, auch in anderen Ländern. Sie haben vorhin eine bestimmte Einwanderung erwähnt und haben gesagt, sie war erzwungen. Vielleicht. Ich glaube, dass die Geschichte einiges anderes erzählen kann, was geschehen ist in verschiedenen Ländern, wo Juden bedroht waren, auch nach dem Holocaust, auch nach der Shoa. Auch der Kampf von vielen Juden, sich zu befreien von der, was wir heute die ehemalige Sowjetunion nennen. Es ist Tatsache, dass eine Million von ihnen nach Israel gekommen sind. Niemand hat sie dazu gezwungen. Und wenn sie wollten, konnten sie sie auch verlassen. Was ich sage ist, dass die Bedrohung von Juden nicht eine neue Sache in der Welt. Sie fand statt an verschiedenen Plätzen. Und vor der Entstehung des Staates Israel war auch für diejenigen, die in der Diaspora, in der sie lebten, nicht weiter leben konnten, keine Lösung, die sie automatisch aufgenommen hat. Als meine Eltern Deutschland verlassen mussten im Jahre 1939, wussten sie nicht wohin. Wenn es den Staat Israel zu dem Zeitpunkt gegeben hätte, hätten sie, auch wenn sie keine Zionisten wären, dorthin gekonnt.

Frage

Rudolf Gelbard. Ich möchte Ihnen doch zwei historische Fakten zum Nachdenken geben. Erstens, die bedrohtesten Juden um die Jahrhundertwende waren nach den großen Pogromen besonders 1904 die russischen Juden. Als damals der Ugandaplan, also der Vorschlag dieses Nachtsyls, dieser Zwischenlagerung, aufkam, waren es gerade die russischen Zionisten, die gefährdetsten Juden damals in der Welt, die am heftigsten gegen den Ugandaplan Stellung genommen haben und für Palästina plädiert haben. Das muss einen doch auch zum Nachdenken veranlassen. Ich möchte Ihnen sehr widersprechen in Bezug auf die Situation nach 1945. Als wir, die wenigen Überlebenden, aus den Konzentrationslagern kamen, ich war damals fünfzehn, war es so, dass besonders nach den Ereignissen in Kelce, also nach dem Lynchmord, wo 42 Juden gelyncht wurden im Juli 1946, und heute weiß man, dass nach dem Krieg ca. 3.000 Juden ermordet wurden in Polen, aber auch einige in der Slowakei und in Ungarn, dass damals viele gesagt haben, wir wollen nicht wieder in eine neue Diaspora, sondern wir wollen in ein eigenes Land. Das war nicht so, wie Sie gesagt haben, zwangsläufig hätten am liebsten die meisten nach Amerika wollen. Dort, wo ich war, und das war immerhin in den Lagern der ehemaligen KZ Häftlinge und dann in Wien – da habe ich einen Einblick, weil ich die Ehre hatte, ein ganz kleines Rädchen mit 17 der Bricha zu sein, was ich heute noch als das Wertvollste in meinem Leben sehe, dass ich als 17jähriger an dieser Fluchtbewegung, immerhin sind damals 140.000 Juden nach Kelce über Österreich dann nach Italien geflüchtet und mit dem Schiff nach Palästina. Viele sind zu dieser Schlussfolgerung gekommen. Bei uns in Theresienstadt – ich rede absichtlich von dem, was ich erlebt habe – hatten wir alle Strömungen des Judentums: Deutsche Assimilanten, tschechische Assimilanten, Zionisten von ganz links bis rechts, katholisch getaufte Juden, evangelisch getaufte Juden, Kommunisten, die in einer neuen Gesellschaftsformation die Lösung gesucht haben, ultraorthodoxe Juden usw. Ich bin seither ein sozialdemokratischer Zionist nicht der Richtung Mapam, die waren mir immer zu pro-kommunistisch, weil sie bis zum Slansky Prozess die Stalinbilder in den Kibbuzim hatten, sondern der sehr realistischen Richtung Mapai, Ben Gurion. Uns erschien das damals sehr logisch. Ich bitte Sie, das auch zu bedenken. Wir konnten uns nicht in den Lehnstuhl zurücklehnen und sagen, was sind wir, sondern wir mussten handeln. Und viele waren für diesen Weg. Keiner von uns war je der Meinung, dass Israel der einzige Weg ist. Das wäre ja ein falscher Fanatismus. Aber ich bitte Sie, das auch aus unserem Erleben zu bedenken.

Hanno Loewy

Ich würde das sogar unterstreichen und zwar mehrfach, was aber an meinen Schlussfolgerungen noch nichts ändern muss. Ich fange mit dem ersten ganz grundsätzlichen an. Hätte es kein zionistisches Projekt gegeben, gäbe es mich nicht, weil meine Eltern wahrscheinlich nicht nach Palästina gekommen wären und vermutlich den Holocaust nicht überlebt hätten. Und etwas, worüber ich gar nicht gesprochen habe. Ich glaube, dass dieses Projekt, ein eigenes Land aufzubauen, in der jüdischen Geschichte ein offenbar notwendiger, immer wiederkehrender nicht nur Traum, sondern ein notwendiges Projekt ist. Es gibt bestimmte historische Situationen, in denen das der Fall war. Und sicherlich war die Situation nach 1945 ein Moment, in dem es dazu eigentlich keine Alternative gab. Ich kenne jedenfalls wenig andere Dinge, die ich mir vorstellen kann, in denen Menschen so sehr zum Nichtmensch und zum Objekt und zum Nichtsubjekt gemacht worden sind, wo man ihnen alles weggenommen hat, was einen Mensch zum Subjekt macht, nämlich sich selbst zu artikulieren, Entscheidungen zu treffen, eine Wahl zu haben, sich verbinden zu können. Alles, was die menschliche Kultur ausmacht, ist weggenommen worden und negiert worden. Natürlich ist das Projekt, ein Land aufzubauen, sich selbst kollektive Symbole zu geben, eine Fahne – ich weiß, wovon ich rede, mein Großonkel hat sie designt -, sich das Wappen eines Staatspräsidenten zu geben. Das hat mein Großonkel auch designt. All diese Sachen zu tun, ich verstehe das. Und das ist keine Ironie, weil es das Naheliegendste, was man in der Situation, in der man war, tun konnte, um ein Mensch zu werden. Manche waren pragmatisch. Die haben versucht, nach Amerika oder nach Kanada zu kommen, haben es auch geschafft und haben ihr Problem, ein Mensch zu werden, vielleicht mehr dadurch gelöst, dass sie eine Familie gegründet haben und Kinder bekommen haben, was auch eine Möglichkeit ist zu demonstrieren, dass man ein Mensch ist, indem man Leben zeugt. Es gab

mehrere Strategien. Manche sind tiefreligiös geworden. Auch das war ein Weg, wieder Subjekt zu werden. Für die Leute, die nach dem Krieg tiefreligiös geworden sind, war dann häufig auch Israel nicht das erste Projekt, sondern nur das zweite. Also es gab verschiedene Möglichkeiten, nach der Shoa wieder ein Mensch zu werden. Und ein Land aufzubauen, war sicherlich eine der Naheliegendsten. Ungefähr genau so naheliegend, wie eine Familie zu gründen.

Aber wenn ich heute vor der Situation stehe, dass ich – und das sagt mir meine Vernunft – die Tatsache, dass ein Staat, der das Projekt einer theoretisch unendlich großen Zahl von Menschen ist, die mehr sind als die Zahl ihrer Staatsbürger, ein Staat ist, der für seine Nachbarn nicht rational kalkulierbar ist und dass es ein Staat, der dadurch ohne bösen Willen sich selbst in Handlungszwänge bewegt, die Unfrieden herstellen oder den Unfrieden mit den Nachbarn konstitutionell mitvoraussetzen, dann ist es genau dieselbe Sympathie, die ich für das Land habe, das meine Eltern gerettet hat, dass ich eigentlich nicht will, dass die Menschen, die als Juden dort leben, sich für einen Traum opfern, der für mich in einer anderen Situation als in dieser historischen Extremsituation, nämlich der Hafen für alle zu sein, weil alle bedroht sind, nicht ansteht. Für mich steht im Moment an, ob die 5,5 Millionen jüdischen Israelis dort eine Perspektive haben, in Frieden zu leben. Der Traum ist mir im Moment wichtiger als der Traum, auch noch östlich von Jerusalem noch eine jüdische Großstadt zu bauen, in der nochmals 20.000 Russen leben können, die im Moment eher nach Berlin gehen wollen als nach Jerusalem. Und das ist auch ein Fakt.

Frage

Ich freue mich vor allem, dass es eine Diskussion über die Diaspora überhaupt gibt. Das ist ein erster Schritt aus dem Schatten der Shoa, dass es diese positive Bewertung und eine positive Diskussion über die Diaspora gibt, nicht nur immer in Bezug auf das, was hier vor sechzig, siebzig Jahren passiert ist, und auch nicht immer nur in Bezug auf Israel. Hanno, ich bitte dich um ein oder zwei klare Sätze zum Titel deines Vortrags, Warum Israel die Diaspora neu begründet? Also neu begründet. Ich habe das nicht ganz entnehmen können, was jetzt da neu ist. Auch auf die Frage, die Isolde schon gestellt hat, bist du nicht ganz klar eingegangen. Was ist das Positive an der Diaspora heute? Hängt das nicht damit zusammen, dass Diaspora heute auch heißt oder für mich vor allem heißt, dass man eben nicht national getunt ist, dass man sich eben nicht als nur Angehöriger eines Staates, einer Nation fühlt, dass man ein Kosmopolit ist, wenn du willst, oder etwas ist, was sich übernational fühlt, was sich auch verantwortlich fühlt für das, was in der Welt passiert, und nicht nur was hier im eigenen Gemüsegarten passiert, und dass man auch verschiedene Identitäten hat, eben nicht nur die eine jüdische, sondern auch eine andere Identität? Also ein französischer Jude wird sich als Franzose und als Jude und als Linker fühlen, als Rechter fühlen, als Monarchist fühlen. Wir haben doch nicht nur eine Identität. Wir haben verschiedene Identitäten, die auch sich ein bisschen verändern können in ihrem Verhältnis ineinander. Aber das halte ich ja für das Spannende an den Juden in der Diaspora, dass sie Juden sind und noch etwas anderes auch, Europäer, Amerikaner, Südamerikaner, Linke, Rechte. Das gehört doch alles zur Identität dazu. Und natürlich dass man immer hart gefordert ist, seine Beziehung zum Staat Israel zu definieren und zwar gar nicht aus sich selbst heraus, sondern auch vor allem durch die Umwelt gefordert ist zu definieren. Und das ist auch nicht einfacher geworden.

Hanno Loewy

Warum neu begründen? Ich habe das schon ein bisschen relativiert, weil ich gesagt habe, das ist nicht das erste Mal in der Geschichte, dass wir die Situation haben, dass wir als Juden nicht nur aus Not in der Diaspora leben, weil wir keine bessere Alternative haben oder jedenfalls nicht die Alternative haben, in einem jüdischen Land unter jüdischer Souveränität zu leben, aber dass es offenbar für sehr viele Juden auch noch etwas Attraktiveres gibt, eine Wahl gibt, nicht unter jüdischer Souveränität zu leben, sondern andere Dinge wichtiger für sich zu finden. Und dass das eine Wahl ist, heißt natürlich, dass wir uns – und das ist eine Frage der Zeit. Fünfzig Jahre lang hat man versucht, genau diese Fragen nicht zu stellen, und eigentlich die Identitätsfrage an Israel zu delegieren, und als Jude in Europa eigentlich verhältnismäßig unsichtbar zu leben und seine jüdische Identität im wesentlichen auf eine Form von Bezugnahme auf dieses Land zu definieren. Das ist insbesondere in Deutschland, wo ich aufgewachsen bin, absolut

beherrschend gewesen. Das ist in England und Frankreich viel schwächer gewesen. Ich glaube, daran ist etwas neues. In dem Moment, wo genug Zeit vergeht, wo diese Art von Krücke alleine einen nicht mehr am Gehen hält und man tatsächlich darüber nachdenkt, wieso lebe ich eigentlich hier, wieso lebe ich hier eigentlich so gerne, dass ich diese Entscheidung auch treffe, hier zu bleiben. Dazu muss man Dinge begründen. Man muss ja wissen, warum man etwas tut. Man kann das lange genug vor sich her schieben.

In Deutschland gab es immer diese Metapher, wir haben immer auf gepackten Koffern gelebt, und jetzt haben wir die Koffer ausgepackt und leben hier. Aber man hat immer noch nicht so richtig darüber nachgedacht, warum man das eigentlich tut. Man hat immer einen Koffer im Schrank, der noch nicht ausgepackt ist. Manche haben schon alle Koffer ausgepackt, fragen sich aber noch nicht warum. Also es gibt sehr unterschiedliche Arten und Weisen, mit dem Koffer umzugehen. Aber umso länger der Koffer gepackt im Schrank steht, und wenn er noch fünfzig Jahre gepackt im Schrank steht, dann hat man den Koffer vielleicht nicht ausgepackt, aber man hat vergessen, dass man ihn hat.

Da vergeht Zeit. Es sind zwei Generationen seitdem vergangen. Jetzt beginnt man diese Fragen zu stellen. Und man beginnt sie noch sehr tastend zu stellen. Für viele Dinge hat man noch keine Antwort. Aber man merkt, dass man langsam anfangen muss, auf diese Fragen Antworten zu geben.

Vieles von dem, was du jetzt gesagt hast als mögliche positive Begründungen einer Diaspora Existenz. Genau das Kosmopolitische, das Transnationale, das Offene, das Wandelbare ist das, was ich interessant finde am Leben in der Diaspora. Die Möglichkeit, sehr unterschiedliche Elemente aus unterschiedlichen Identitäten miteinander zu vereinigen. Ich glaube, dass genau das natürlich eben auch in Israel anfängt. Es gibt Elemente einer israelischen Identität, die gar nicht so per se jüdisch ist, sondern die wirklich israelisch ist. Und es gibt Migrantidentitäten in Israel, die stärker oder schwächer sind, wo sich dieses Israelische verbindet und zum Teil auch wieder verbindet, weil oft, da auch in der zweiten oder dritten Generation plötzlich die polnische, oder russische, oder südamerikanische Familienherkunft wieder wichtiger wird. Da wird die israelische Gesellschaft noch Überraschungen erleben. Insofern glaube ich, dass man eben wirklich in fünfzig Jahren Israeli und Jude sein kann vielleicht. Man wird vielleicht dann eben auch Israeli und etwas anderes sein können. Wir haben in Israel mittlerweile nicht nur eine arabische Minderheit. Wir haben eine Minderheit von Gastarbeitern, die mittlerweile zum Teil auch zu Einwanderern geworden sind. Wir haben viele Russen, die keine Juden sind, aber mit jüdischen Ehepartnern gekommen sind, und mittlerweile für das neue Problem in Israel sorgen, dass es plötzlich in Israel Neonazismus gibt. Also da verändert sich etwas. Und ich glaube, auch die israelische Gesellschaft verändert sich und stellt sich Fragen, die wir uns hier auch stellen. Deswegen habe ich mit dieser leichten Provokation geendet, dass eben vieles, was israelische Realität ist, auch diasporistischer wird in Zukunft.

Frage

Es ist faszinierend für einen Nichtjuden einem Dialog zu lauschen, der zwischen einem stolzen Diasporajuden und einigen, die hier im Saal sind und die andere Aspekte der jüdischen Diaspora sehen, stattfindet. Als fünf Jahre in Israel gewesen seiend waren wir täglich mit dieser Diskussion auch als Nichtjuden involviert. Als was fühlt sich der Jude, als was fühlt sich der Israeli? Man fühlt eigentlich, dass es ein Auseinanderklaffen ist. Der Jude im Ausland ist Jude. In Israel ist er Israeli. Das heißt, schon die Diaspora ist keine Diaspora, wie sie eine armenische vielleicht wäre oder eine kurdische. Der Jude, der nach Israel kommt, wird zu etwas doch anderem. Er wird aus einem Juden ein Israeli. Was will der Diasporajude sein? Genügt es ihm oder ist er zufrieden, dank des Staates Israel ein stolzer Jude zu sein im Ausland und dort zu säen? Oder ist er jemand, der in seinem Inneren zerrissen ist, er sollte eigentlich nach Israel auswandern, weil er zionistische, historische, religiöse Gefühle hat, aber unter Umständen aus gewissen Gründen, die wirtschaftlicher Natur sein können, eben auch das gute, schöne Leben in Amerika z.B. nicht aufgeben will?

Was mich sehr überrascht hat, Herr Professor, ist Ihr Hinübergleiten in den Nahostkonflikt. Denn meine Frage wäre natürlich, würden Sie anders argumentieren, wenn das Nahostproblem in einer

zufriedenstellenden Weise gelöst wäre? So wie ich es verstanden habe, ist ein Testfall für die Lebensfähigkeit und die Justifikation des Staates Israel inmitten einer arabischen Bevölkerung, kann sich Israel innerhalb dieses arabischen Meeres behaupten? Wenn es zu einer friedlichen Lösung käme, wäre Ihre Analyse der Diaspora und des Verhältnisses zwischen Diaspora und Israel eine andere?

Hanno Loewy

Ich würde die Frage der Existenzberechtigung gar nicht stellen, weil die möchte ich nicht in Frage stellen. Ich möchte aber, dass Israel nicht nur eine Existenzberechtigung hat, sondern eine Existenz hat. Das ist was anderes. Und zwar eine Existenz, in der man leben kann und gut leben kann. Ob ich persönlich dorthin ziehen würde, wenn das der Fall ist, weiß ich nicht. Ich finde es ein spannendes Land, aber ich lebe woanders lieber. Die Antwort, die ich grundsätzlich darauf geben will, ist eine anekdotische. Die Antwort, die für mich sich in meiner Lebenswelt ergeben hat, ist die Eisenbahnanlage, die meine Brüder in Frankfurt gebaut haben. Diese Eisenbahnanlage hatte ein bisschen Schwarzwald, aus dem meine Mutter kam, mit einem mediterranen Hügel, der sie an Gan Shmuel, ihren Kibbuz, erinnerte. Es gab ein bisschen Stadt. Wir haben ein bisschen Israel auf dieser Anlage, weil meine Mutter sich zwar dann doch für Europa entschieden hat und mit meinem Vater 1956 zurückgegangen ist nach Deutschland, aber ein Stück Israel hat sie auch mitgenommen. Irgendwann habe ich diese Eisenbahnanlage von meinen Brüdern übernommen. Ich habe dann auch noch die Alpen auf die Eisenbahnanlage draufgebaut, ohne sie zu vergrößern. Vielleicht ist das der Grund, warum ich irgendwann nach Hohenems gezogen bin. Das war noch ein Projekt, als ich fünfzehn war, die Berge. Dann waren alle Lebensträume von Stadt bis die Alpen auf diesem kleinen Gelände. Aber die Wahl, mir das Leben an unterschiedlichen Orten und das Leben unter unterschiedlichen Einflüssen mit verschiedenen intellektuellen Herausforderungen und kulturellem Reichtum auch ein Stück weit selber zusammensuchen, das würde ich ungern aufgeben. Aber wenn Israel ein Land ist, das mit seinen Nachbarn in Frieden lebt. Ich bin mit so vielen Menschen dort befreundet. Ich kann mir gut vorstellen, mal ein paar Jahre dort zu leben, so wie ich mir genau so gut vorstellen kann, ein paar Jahre in London oder New York zu leben. Aber das ist meine Antwort auf die Frage.

Isolde Charim

Ich danke Hanno Loewy fürs Kommen. Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen einen schönen Abend.